



Franz Hessel

Verstreute Prosa, Kritiken

SÄMTLICHE WERKE
BAND 5




IGEL VERLAG
HAMBURG

Bd. 5: Verstreute Prosa, Kritiken. Hg. von Hartmut Vollmer
ISBN 978-3-86815-673-7
2. aktualisierte und erweiterte Auflage 2014

© IGEL Verlag *Literatur & Wissenschaft*, Hamburg, 2014
Alle Rechte vorbehalten.
www.igelverlag.com

Igel Verlag Literatur & Wissenschaft ist ein Imprint der Diplomica Verlag GmbH
Hermannstal 119 k, 22119 Hamburg
Printed in Germany

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diesen Titel in der Deutschen Nationalbibliografie.
Bibliografische Daten sind unter <http://dnb.d-nb.de> verfügbar.

VERSTREUTE PROSA

Lob Münchens

In breiten Sammelautos, in Stoßtruppen und einzeln dringen die Fremden in die Stadt München ein. Sie sind in alle Preislagen der aus- und inländischen Reiseeleganz gekleidet. Mehr noch als der transatlantischste Zuschnitt mancher Wiener und Balkaner überrascht den Einheimischen seine eigne Oberländertracht, wenn zwischen Lederhose und Wollstrumpf bläßliche Sachsenknie vordringen oder unterm Gamsbarthut ein Kneifer ihn bestrahlt, unter dem eilige und sehr präzise Fragen hervordringen. Ein wenig erschrocken, aber freundlich gibt der Einheimische Bescheid und vermittelt langsam, aber so schnell er kann, zwischen Frauenkirche, Hofbräuhaus, Residenz und denen, die „dahinter“ kommen wollen. Und grün, wie junges Laub, leuchten die alten Turmdächer über all denen, die München suchen. Werden sie es finden?

An andern Städten mag man den berühmten Herzschlag der jeweiligen Gegenwart spüren. München ist lebendig, ohne aktuell zu sein. Es hat sich ja auch hier Politisches ereignet, es finden allsommerlich berühmte Festspiele statt, der Glaspalast vereint wie die Moabiter Hallen alle Richtungen der erwachenden und einschlafenden Kunst, und in vielen Läden und Sälen vom ehrwürdigen Hanfstängl bis zum mutigen Goltz gibt es ältestes und jüngstes zu sehen. Aber die Stadt bewahrt ihre segnende und ausgleichende Stille. Es ist, als fühlte sie, daß die Gegensätze, auf die sich die Beteiligten so viel zugute tun, die anderswo zur deutlichen Zweiteilung in das Richtige und das Unmögliche, das „Selbstredende“ und das „Ausgeschlossene“ führen, gar nicht so böse gemeint sind und daß es am Ende noch auf etwas anderes ankommt, als auf Richtungen, Meinungen und Benennungen. Die Münchener Tram-bahnschaffner betonen beim Ausrufen der Stationen nicht nach dem Sinn, sondern nach der Musik des Wortes. Der Fremde ärgere sich; sie sind unschuldig; der Rhythmus ist älter als die Tatsachen.

In nächster Nähe des schönen Hildebrandbrunnens steht ein „unmöglicher“ Goethe im Bademantel und mit einer Leier versehen, vor der Deutschen Bank. In andern Städten würde das häßlich auffallen. In München schadet es nichts. Die Atmosphäre hat ihn eingeschluckt. Er

ist Pfortner geworden; er orientiert wie seine Zeitgenossen, das Maxmonument und das Schillermonument, welche nur noch Trambahnhaltestellen sind.

Wie kommt es, daß eine der Hauptstraßen, die Ludwigstraße, trotz Trams und Autos, mit all ihren öffentlichen Bauten aus der fleißigen Zeit des ersten Ludwig so zauberhaft leer wirkt? Daß man auf dieser Straße ganz langsam gehen kann, ohne sich selbst albern vorzukommen? Ja, und wenn man weiter durch das Tor geht und in die Leopoldstraße kommt, kann man geradezu „wandeln“. Und fast jeder, der in München einmal jung und „innewendig voller Figur“ war, erinnert sich an das nächtelange Auf- und Abspazieren allein oder mit gleichbewegten Freunden und Freundinnen auf dieser Hauptader des berühmten Schwabings. Und unter diesen selben Pappeln wandelte, als sie noch zwischen leeren Feldern hinzogen, zu romantischer Zeit der weise Franz von Baader, und was er dachte und sprach, ist oder wird uns näher als vieles durchaus Moderne.

Wie freundlich nahm dieses Schwabing mit seinen krummen alten und dummen neuen Straßen, mit seinen Wiesen, Pfaden und Ufern alle die Aufregungen hin, die in ihm stattfanden. Es war und ist ein großes Flugfeld für immer neue Aufschwünge, ist Paradies und Hexentanzplatz. In seinen Ateliers werden beständig neue Lebens- und Liebesarten „durchaus studiert“ und Schicksale probiert mit viel Opfermut und Hingabe an die Sache. Und wieviel Ernstes und Wichtigstes ist hier heimliches Gespräch zwischen noch namenlosen Jünglingen gewesen, was heute bereits die ältesten Professoren und jüngsten Studenten „interessiert“! Ich glaube denen nicht, die dieses Schwabing veraltet finden, weil ihre Generation oder Saison dort nicht mehr herrscht.

Man sagt, wenn die Künstler „ernst“ werden, wenn sie wissen, was sie wollen, dann gehn sie weg von München. Gut für München! Hier bleiben die, die noch nicht reif sind für den Markt, die noch nicht so genau wissen, was sie wollen, die in ungestümem Nehmen und Geben noch nicht wissen, was aus ihnen, was zu ihnen strömt, oder in guter Einsamkeit „versonnen warten, bis der Himmel helfe“. Diese Jugend lebt hier, und dann die Älteren, die erfahren haben, daß es nicht allein auf den Erfolg in der gerade jetztesten Zeit ankommt. Und unter diesen Getreuen vereint die segensreiche Stadt die stärksten Gegensätze, die

feindlichsten Brüder. Und es ist nachdenklich zu beobachten, wie die Atmosphäre sie einander allgemach ähnlich macht.

Solche Ideen versuchen wir den Freunden aus dem Norden auszudrücken, aber ich weiß nicht, ob es uns gelingt und ob sie nicht doch den Kopf über uns schütteln. Und so getrauen wir uns gar nicht, sie mitzunehmen auf die Auer Dult, die wir heute nachmittag besuchen wollen. Wir verlassen sie vor dem Deutschen Museum, das sie unbedingt sehen müssen, und gehen hinüber in die Budenstadt, wo Seidenspenzer, Paramente, Filigrannadeln, Schildpatt Dosen, Lederkoller, Holzspielzeug und alte Bücher anzuschauen sind. Man kann auch kaufen davon, zwar durchaus nicht billiger als in den Läden, aber es tut wohl, daß sie immer noch feilgeboten werden auf dem Jahrmarkt. Und nachher gegen Abend können wir hinüber gehen in die engen Gassen der Au, in deren leibhaftige bewohnte Gegenwart ganz alte Zeit herübergerettet ist und die, wenn sie wirklich einmal verfallen sollten, dauern werden in den Worten des Dichters:

„Bemalte Erker, zeitengraue Balken
Und Schindeln rufen auf die Welt von eh ...
Verwunschner Dorfplatz, wo vom Mund des Schalken
Ein Leiersang uns trifft wie tönend Weh.“

Aber wir finden unsere Freunde wieder, sie werden den Abend im Prinzregententheater verbringen, sie haben doch noch Billetts bekommen, wir nicht mehr. Keine Billetts zu bekommen, hat immer etwas Erleichterndes. Nun sind wir den Gästen auch nicht mehr verantwortlich dafür, daß die heutige Festspielleistung auf verlangter Bayreuther Höhe steht. Wir gehen langsam durch das Mittelalter der Winkel und Wölbungen steigender und sinkender Straßen hinein in den Bogen der Sendlingerstraße und durch das Tor und finden dann in der Stachusgasse eine wackere Singspielhalle, wo zwischen allerhand „unmöglich“ Familienunterhaltung mit einmal die unbeschreiblich komische Gestalt Karl Valentins auftaucht und uns ruhevoll mit ganz unaktuellen zeitlosen Späßen, wie der Guignol von Lyon, der mondwandlerische Narr von Neapel oder ein Fool Shakespeares, ohne Pointe und Anspielung durch seine pure Gegenwart ebenso selig erschüttert wie die Spieler und Bürgermädchen rings umher ...

Damast und Moder

Anton, ein blutjunger Kunstschüler, war in Venedig und sehr glücklich.

Das kleine Gasthaus, in dem er für eine Lira täglich Bett, Morgenkaffee und Abendsuppe bekam, lag in einer schmalen Seitengasse der Riva dei Schiavoni. Im Ausschank des Gasthauses verkehrten Burschen und Mädchen aus einer Mosaikfabrik, die sich mit dem jungen Fremden anfreundeten, mit ihm um den Wein würfelten und ihn abends mitnahmen, wenn sie die Riva hinunter in den Park gingen, ein Stückchen Erde mit Gras und Blumen mitten in der steinernen Stadt. Antons neue Gefährten waren fast alle gepaart. Damit er nun nicht leer ausgehe, nahm bald die eine, bald die andere seinen Arm. Weil er aber aus Büchern und Berichten wußte, daß die Italiener sehr treu und eifersüchtig sind, führte er seine jeweilige Dame behutsam und enthaltsam wie zum Menuett. Das reizte die Mädchen zu allerlei Mutwillen und plötzlichen Zärtlichkeiten. Und da auch die Burschen seiner großen Jugend und zierlichen Statur wohlwollten, erging es dem Anton in diesem Kreise vortrefflich. Er lernte Venezianisch und alle neuen Lieder, die damals, vor nunmehr zwanzig Jahren, gesungen wurden, unter anderem auch das Lied von der schönen Nina, die sich von dem Barcarole entführen läßt, fort von ihrer „Mamma“ in Schmach und Schande auf das hohe Meer.

Das viele Glück machte ihn etwas übermütig, und er dachte: Sind mir die Mosaikmädchen gut, warum sollte ich mich nicht auch ein wenig anderswo umtun. – Und so blieb er einen und den anderen Abend seinem bescheidenen fröhlichen Kreise fern, um dem großen Leben nachzuspüren.

Allein bei seiner geringen Barschaft konnte er nicht viel unternehmen. Er setzte sich nicht auf die Stühle der vornehmen Cafés, sondern blieb auf den Treppenstufen und an den Anlegestellen der Gondeln, ließ alles Verlockende an sich vorüberrauschen, sah alles Reizende in den schwarzen Booten schillernd und knisternd ausgebreitet.

Einmal bemerkte er auf der Piazzetta ein schönes Mädchen. Sie saß auf einer Bank unter der hohen Säule und sah zu den Gondeln hin. Ihre Lippen schienen sich immerfort zu bewegen, als ob sie im lautlosen

Selbstgespräche Worte formte. Sie beachtete seine Aufmerksamkeit nicht. Sie ließ den Wind an ihrem Schleier zerren, ohne eine Hand zu rühren. Und als es dann zu regnen anfang – einen dieser erfrischenden Abendregen, den die heißen Steine geschwind und durstig aufsaugen – und alles Volk in die Kolonnaden eilte, blieb sie ruhig sitzen. Im Weggehn sah Anton sich noch einige Male nach ihr um: sie saß wie erstarrt.

Ein paar Tage später fand er sie wieder an derselben Stelle in derselben Haltung. Er kam etwas näher, hätte sich aber mit dem Anblick des zarten gelblichen Profils begnügt, wenn sie nicht mit einmal das Nina-Lied zu singen angefangen hätte:

„Nina mia, son barcarole.“

Da konnte er sich nicht enthalten, einzufallen:

„Nella mia barca, se vuoi venire.“

Sie drehte langsam den Kopf, sah ihn mit Augen an, in denen es wie Bernstein glänzte, und fragte hastig:

„Wo ist Ihre Barke?“

Er zeigte auf die Gondeln und bat sie zu wählen. Und schon erhob sich ein Gondoliere, der die beiden beobachtet hatte, und drehte sein Fahrzeug.

Da saß Anton nun auf Kissen neben der Schönen, und sie glitten über wellende Schatten der Mauern und Zierate in den großen Kanal. Sie hielt seine Hände und flüsterte vor sich hin, Worte, die er nicht verstand.

Aber plötzlich neigte sich der Gondoliere zu ihr und fragte: „Wie geht es Carlo?“

Mit rührend flehendem Ausdruck im Blick legte sie den Zeigefinger der rechten Hand an die Lippen, während die Linke eifrig Antons Hand streichelte. Sie lehnte sich dichter an die Nachbarsschulter, seufzte und schmiegte sich Antons Liebkosungen, aber ohne ihn dabei anzusehn. Sie schaute immer ins Leere und sprach weiter mit sich selbst, so daß der verwunderte Liebhaber sie gar nicht zu unterhalten brauchte.

Als sie so eine Weile gefahren waren und die Umrisse der Paläste schon im Dunkel verschwammen – sie waren bereits am Fondaco dei Turchi vorbei und nicht mehr weit vom Arsenal –, da sagte sie leise, ohne ihrem Begleiter das Gesicht zuzuwenden: „Ich habe einen Oheim, der ist hier in der Nähe Pförtner in einem Palazzo. Seine Herrschaft ist

auf lange verweist. Der läßt uns ein. Hast du ein paar Lire, so gib sie ihm, wenn er uns öffnet.“

Dann neigte sie sich zurück und verhandelte leise zischend mit dem Gondoliere, der seine Hand betuernd auf Mund und Herz legte. Er wandte die Gondel. Die gezahnte Eisenspitze schwankte, durch das Dunkel blitzend, dem Ufer zu. Das Boot legte an dem farbigen Pflöcke vor einem Palaste an, und ein schweigsamer Alter empfing und geleitete die beiden.

Dröhnend war das große Tor hinter ihnen zugefallen. In düstern Gängen und dumpfen Kammern tappten sie durch seltsame Gerüche: Teer und welke Blumen, Hammelfett und Kamillen und schließlich ein betäubendes Gemisch von Moder und starken Parfümen. Eine Fackel flammte auf und hing in einem Eisenring. Anton sah und fühlte Brokatstoffe gebreitet auf Damast, streifte dunklen Samt, trat helle Felle. In zackig gerahmtem Kristallspiegel jagten Licht und Finsternis hintereinander her. Und Barbara – so mußte er die flüsternde Gefährtin nennen – faßte ihn mit ungeduldigen Armen.

Der Erzähler unternimmt es nicht, seinen Leser zu unterhalten mit den Phantasien des Neunzehnjährigen, die aus Kirchen, Prunksälen und Galerien herströmend dies zufällige Brautbett mit überlieferten Seligkeiten beschenken. Er genoß alle Reize, von der zagen Holdheit der Madonnen Bellinis und Vivarinis bis zur gleißenden und schwelenden Herrlichkeit der Damen des Tizian und Palma Vecchio, von dem Schimmer bunter Engelflügel auf Goldgrund bis zu den aus Finsternissen zuckenden Angstschauern der Pest von San Rocco. – Lag er in kratzendem Staub oder auf zarter Seide. Auf Leinen lag er nicht. – Als nun sein Glück schon ins Mythologische stieg und er sich Schwan der Leda und Wolke der Io fühlte, tasteten die spitzen Finger über ihn fort nach dem Betschemel, auf dem seine Uhr tickte.

„Wie spät?“ fragte Barbara. „Um Mitternacht muß ich an der Piazzetta sein.“

Ein paar Minuten später standen die beiden an dem hinteren Ausgang des Hauses. In Eile bezeichnete ihm Barbara einen Weg durch Gassen und über Brücken. Dann lief sie fort. „Morgen um dieselbe Zeit“, rief sie und verschwand. Nach einigem Irren durch graugestautes und rotflutendes Dunkel fand Anton den Rialto, und von da wußte er seinen Heimweg.

Am folgenden Abend fand er sie an ihrem Platze unter der Säule. Als sie ihn kommen sah, machte sie ihm Zeichen, fernzubleiben, und kam dann geduckt, schleichend und umschauend zu ihm. „Heut gehn wir zu Fuß“, sagte sie, nahm seinen Arm, flüsterte ihm fremdartige Kosenamen ins Ohr und summte das Nina-Lied. Bisweilen versuchte er sein Schul-Italienisch und Mosaikarbeiter-Venezianisch anzubringen, aber darauf ging sie nicht ein. Am andern Kanalufer in stillere Gassen gelangt, faßte sie ihn heftiger, und einmal fühlte er am Halse ihre kleinen Raubtierzähne. Der Oheim kam auf ihr Klopfen heraus, und sie fanden ihr Damast- und Moderbett wieder.

Nachdem sie lange an seinem Herzen mit ihren Geistern lachend und schluchzend geflüstert hatte, schlief sie ihm in den Armen ein, und Anton war zu selig, um sie zu wecken. Und als sie endlich auffahrend nach der Uhr tastete, da war Mitternacht schon vorüber. Sie erschrak. „Was tun? Am besten gleich nach Hause. Ich habe Angst.“

Er wußte nicht, wovor sie sich fürchtete, und erklärte ritterlich: „Ich verlasse dich nicht.“ Das machte ihr wenig Eindruck. Ja, als sie auf die Straße kamen, schien es ihr fast gleichgültig zu sein, ob er neben ihr herging oder nicht. Sie eilte dicht an den Mauern entlang, glitt geduckt über die Brücken. Schließlich blieb sie auf einem kleinen Platze vor einer Tür stehn, klopfte und rief: „Angiolina!“

Aber noch ehe geöffnet wurde, sah Anton, wie aus der nächsten Gasse eine Gestalt herbog, dann breitete sich im Lampenschein der öffnenden Frau ein großer Schatten über Barbaras zitternden Rücken und eine mächtige Faust leuchtete auf, im Begriff, auf die Fliehende niederzufallen.

„Porco Madonna!“ rief der große Gondoliere.

„Mamma mia“, jammerte Barbara und war in das Haus geschlüpft, ehe der Schlag niedersauste.

Jetzt gilt's, dachte Anton, erinnerte sich an seine Box- und Ringkampfkenntnisse und trat dem Feinde entgegen.

„Warum schlagen Sie nach dem armen Kinde?“ fragte er mit Pathos.

„Armes Kind du selbst“, grinste der Riese und legte dem Kleinen eine gutmütige Pranke auf die Schulter. „Betrogen sind wir Männer alle, so oder so. Und ihre Strafe muß sie haben. Das wird ihr wohl tun.“

Nun suchte Anton den Schuldigen, den Verführer zu spielen. Aber Carlo lachte ihn aus. Er erklärte, ihn liebgewonnen zu haben um seiner

Jugend und Tapferkeit willen und weil sie doch Schicksalsgenossen wären. Er nahm ihn mit in eine Weinspelunke, in der noch Licht brannte.

Dort erzählte er dem Lauschenden: „Siehst du, kleiner Fremder, dieses Mädchen war mir erst lange Zeit treu. Drei Jahre waren wir zusammen und jetzt im vierten wollten wir heiraten. Jeden Abend um acht Uhr, wenn mein Dienst zu Ende war, holte sie mich an der Piazzetta ab, und wir waren glücklich.

Aber seit einigen Monaten muß ich für einen erkrankten Kameraden den Abenddienst von acht bis zwölf Uhr tun. Darüber wurde Barbara traurig. Sie saß erst die ganze Zeit an der Piazzetta, sah mir nach, wenn ich davonfuhr, und wartete und freute sich, wenn ich bisweilen wiederkam. Wurde ich endlich um Mitternacht frei, dann – ließ sie mich kaum zum Schlafen kommen.

Doch bald ward sie des Wartens überdrüssig. Oft, wenn ich von einer Fahrt zurückkehrte und anlegte, sah ich sie nicht. Sie hatte dann dafür allerhand Gründe bereit, die kranke Mutter, die Freundin, die sie ins Theater mitnahm, und so weiter. Aber ich merkte ihr an, was mit ihr war: Die Arme, sie war es gewohnt, von acht bis zwölf liebkost zu werden. Das Weib ist eine schwache Kreatur! Du bist der erste nicht, den sie angelockt hat, und wirst der letzte nicht sein. – Du sagst, sie saß ganz sittsam still, als du kamst. Nun, die einen locken mit Winken, die andern mit Stille ...“

Gondoliere und Kunstschüler schieden als Freunde.

Anton hatte viel gelernt, als er Venedig verließ, unter anderm auch, daß es nicht immer darauf ankommt, um seiner selbst willen geliebt zu werden, daß es schön sein kann, der Leib eines fremden Traumes zu sein.

„Kommandiert die Poesie“

Junge Dichter, eh' ihr nun endgültig plündern, stehlen, einbrechen und unterschlagen müßt, wie es Carl Sternheim kürzlich in diesen grünen Heften mit zwingender Logik bewies, habe ich noch einen letzten leisen Vorschlag: Wollt ihr nicht Gelegenheitsgedichte machen?

Ihr Kohlen-, Stahl-, Papierfürsten mit der Macht der entthronten Monarchen, habt ihr doch auch ihre vornehmen Gewohnheiten übernommen, darunter jenes Gemisch von Luxus und Nächstenliebe, dem der Gönner des Horaz seinen Namen gab. Seid ihr auch richtige Mäzene? Es genügt nicht, daß ihr die ersten nummerierten Exemplare besonderer Ausgaben auf Japanpapier kauft. Ihr müßt sie zu euch kommen lassen, die Poeten. Habt ihr nicht Töchter zu verheiraten, Väter zu begraben, Kinder zu taufen, neue Stadtpaläste und Sommervillen einzuweihen, neue Gruben zu eröffnen? Dazu muß, zum Teufel, doch auch etwas gedichtet werden! Es ziemt sich nicht länger, daß das der witzige Vetter oder Neffe übernimmt, der einige Zeilen fertigbringt, die sich hinten reimen, auch nicht, daß ihr gewisse Versfabrikanten in Nahrung setzt, die zu den Melodien der letzten Schlager sogenannte „bezügliche Verse“ machen, Theater aus Anspielungen auf den ersten Zahn, den ersten Schwarm und die musikalische Begabung der Braut. Oder Zwinckerndes über des Bräutigams verlassene Jugendliebe. Das geht nicht. Ihr müßt noch schnell vornehm werden, Bürger, ehe es euch nicht mehr gibt! Das Vornehme vermeidet die persönliche Anspielung, das Kneifen in Oberarme oder -beine, das Rockauf- und -zuknöpfen. Werdet noch schnell typisch, wenn's auch langweilig ist.

Ihr aber, Poeten, wenn euch nicht gleich selbst etwas einfällt zur Feier der Berufs- und Familienereignisse eures Brotherrn, lest nach, was etwa mitten in dem barbarischen Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges Herr von Hoffmannswaldau dichten konnte auf Geburtstage von Monarchen, Durchreisen durchlauchtiger Prinzessen, Absterben weltberühmter Marschälle und Hofräte. Und nach den Feier- und Traueroden lest seine derben und zierlichen Hochzeitscarmina, die sich „verliebt Vogelschießen“ oder „bestürmte und eroberte Veste“ oder ähnlich nennen. Es wird euch anregen. Und welch ein Vorbild für das

Besingen unserer hohen Industrie könnt ihr in Goethes Festdichtung über die ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline mit dem Dialog der Gnomen der Geognosie und Technik finden! – Die alten olympischen Götter könnt ihr allerdings nicht mehr gut herbemühen zu euren Gönnern. Die meisten von ihnen sind jetzt schon allzu bestimmte Begriffe und Firmenmarken geworden, so daß sie nicht einmal mehr allegorisch funktionieren möchten: Jupiter ist nun wohl endgültig ein Streichholz, Amor eine Pille, Eos, die Morgenröte, ein Putzmittel, Neptun ein Schwimmgürtel usw. Also macht neue Gelegenheitsgötter für eure Mäzene, Zigaretten-, Autoreifen-, Margarinegenien. Dichtet Plakate!

Eurer Kunst wird das nichts schaden. Es macht auch mindestens ebensoviel Spaß, als Erzählungen dem Feuilletoncharakter anzupassen, Kritiken über lyrische Gedichtbücher zu ersinnen oder Essays über sechzig-, achtzig- oder zweihundertjährige Kollegen. Und ist kein größerer Verrat an eurer Muse. Die wird mit euch und über euch lächeln, wenn ihr wieder artig „besingt“.

Genieße froh, was du nicht hast

Diesen Spruch (der Gebildete merkt gleich, daß er durch Auslassung einer verständigen Mitte so schön geworden. Oder sollte da schon jemand witzig gewesen sein?) fand ich, Ehrenwort, auf meinem Abreißkalender. Und seitdem habe ich eine neue Weltanschauung. Ich bin auch einer von denen, die sich erst Zeit ließen und nachher nicht auf den Schwung aufpaßten. Aber nun kann mir die Armut nichts mehr anhaben. Ich genieße. Alles, was in den bestauntesten Schaufenstern ausliegt, Aal, Kaviar, Weintrauben so gut wie Ledermäntel, seidne Krawatten, Reithosen, ist mein, ich hülle meine imaginäre Geliebte in alle Sealmäntel, lege ihr die kostbarsten Füchse um den Hals, öffne die heimlichen Ösen ihrer zarten Crêpe-de-Chine-Robe. Lange stehe ich vor Adlon und warte, ein wenig ungeduldig pfeifend, auf alle Herzoginnen, Dollartöchter und Filmsterne, die herauskommen. Ich gehe weder

in den „Grafen von Charolais“ noch in den von Essex. Mir genügt es, die Renaissancebausche, -koller und -beine der bunten Reklamebilder am Eingang des Kinos anzusehen und zu versinken in die Augen der Großaufnahmen, die „bitte Pupille“ machen, und während die unglückliche besitzende Klasse heraus- und hineinschiebt und -stößt, bin ich glücklich. Manchmal warte ich auch neben dem blaßblonden jungen Edelmann – er kennt mich nicht, aber ich ihn – am Tiergartenrand auf die schönste Verkäuferin des Modesalons. Wenn sie frei ist nachher, werden wir beide, das heißt, er und sie, Tee trinken gehen ins Esplanade ... Auf der Reklame im Glasfenster des anrollenden, wartenden Autobusses entziffere ich: „Liebeswerben, das Parfum der Dame. Berauscher Wohlgeruch.“ Und während ich lese und genieße, ohne in die Arizonaparfümerie gehen und kaufen zu müssen, sind immerhin die beiden andern schon davon. Es tut nichts, ich besaß. Mein seelenverwandter Gegenspieler ist jener rasendgewordene Dielenbesitzer, von dem ich nun in dem Zeitungspapier lese, in welches mir der Bäcker meine schwarze Kartenschrippe eingewickelt hat. Dieser Besitzer „einer jener Dielen, wie sie in den helldunklen Seitenkanälen der Friedrichstraße leider so üppig gedeihen“ (so spricht die Zeitung), schmiß neulich allen Schmuck seiner Geliebten, Perlen, Ohrringe, brillantenbesetzte Uhren, in großem Bogen einzeln in den Landwehrkanal. Die Andern, die, die nicht so sind wie er und ich, haben dann einen Taucher hingeschickt, der vor den Augen der gaffenden Menge ins Wasser stieg und tagelang unten im Schlamm suchte. Während er unten ist, starrt das Volk auf seine Leiter und die Luftpumpe. Ich bin mit dabei unter den Straßensjungen, Kindermädchen, Arbeitern, ich starre mit, äußere Meinungen, so berlinisch sachlich mit „da muß er doch“ und „da wird er erst“. – Aber genug davon. Ich lese weiter. Eine Reklame. Was ist erregender als Reklamen? „Selbst für schöne und geistreiche Frauen bleibt das Rauchen eine Frage der Ästhetik.“ Ich inhaliere diesen tiefen Gedanken, werde selbst die Schöne und Sensible, die mit manikürtestem Finger silbergraue Asche auf kristallinen Aschbecher abklopft.

Ja, so genieße ich, so rauche ich. Neulich aber habe ich eine wirkliche Zigarette geraucht, und was ich rauchte, war mehr als eine Zigarette. Ich traf meinen reichen Freund Machulke, er stieg gerade aus seinem Privatauto und wollte ins Bristol. Er begrüßte mich mit derbem Wohlwollen. Er gehört zu denen, die einem schon mit Blicken auf die Schul-